

kehr blieb allerdings bis zum Ende des hier betrachteten Zeitraums unbedeutend (im Jahresdurchschnitt 1 Segler). Eine grundlegende Rolle im Import aus Frankreich spielte die schwere Massenware wie Salz.

In den Jahren 1664–1671 wurden jährlich durchschnittlich 138 Last aus Frankreich eingeführt. Zwischen 1677 und 1688 stieg diese Zahl auf 369 Last im Jahresdurchschnitt an. Während der Beteiligung Preußens am Spanischen Erbfolgekrieg und infolge von Störungen, die mit dem Nordischen Krieg verbunden waren, war die Salzzufuhr aus französischen Häfen nach Memel – ähnlich wie die Schifffahrt – nicht groß und hatte sporadischen Charakter.

Außer Salz wurden nach Memel in kleineren Mengen und unregelmäßig importiert: Tabak, Orangen, Pflaumen, Sirup, Weinessig, Schnaps und einige gewerbliche Artikel wie Glas und eiserne Töpfe. Die Zufuhr französischer Waren nach Memel erfolgte über 6 Häfen: Nantes, Havre de Grâce, Le Croisic, St. Martin, Bourgneuf und Le Pouliguen.

Im erwähnten Zeitraum (1664–1722) wurden auch einige kleinere Importe aus Hamburg registriert (Kolonialwaren, gewerbliche Artikel, Salz, Fisch und Tran). Daneben gab es Zufuhren aus England und Schottland, vor allem aus Hull (Tuch, Blei, Leim, Tabak), aus Bremen, Oldenburg und Ostende (je 1 Transport) sowie aus St. Ibes (Setubal) auf der Iberischen Halbinsel.

Die obigen Bemerkungen über die Schifffahrt und den Seehandel vom Memel in den Jahren 1664–1722 führen zu folgenden Ergebnissen:

1. Der Memeler Hafen besaß gute natürliche Bedingungen, eine ausreichende Tiefe – vor allem nach den im Jahre 1710 durchgeführten Vertiefungsarbeiten – und eine den Bedürfnissen entsprechende Infrastruktur.
2. Der Schiffsverkehr in ihm war nicht groß und betrug im Jahresdurchschnitt 32 Segler mit einer Gesamttonnage von 1020 Last.
3. In dem uns interessierenden Zeitraum herrschten in der Memeler Schifffahrt die kleinen Typen mit einer Tragfähigkeit bis zu 30 Last aus den Ostseehäfen vor.
4. Den Warenaustausch führten vor allem Schiffe fremder Flaggen durch.
5. Der Memeler Export war wenig differenziert. Ausgeführt wurden vor allem Flachs, Leinsamen und Hanf (60 bis 90 Prozent des gesamten Exportwertes).
6. Der Import hatte Luxus-Verbrauchscharakter. An der Spitze stand Salz, gefolgt von Kolonialwaren mit einer großen Menge Tabak und Getränken.
7. In Zeiten verhältnismäßiger politischer Ruhe auf den Meeren dominierten im Warenverkehr Memels die Häfen Westeuropas.

Zur Erinnerung an Manfred Hellmann (1912–1992)

Als vor fünf Jahren, am 12. Juni 1992, Manfred Hellmann kurz vor seinem 80. Geburtstag starb, hat auch die Historische Kommission für ost- und westpreussische Landesforschung eines ihrer angesehensten Mitglieder verloren. Denn die Historische Kommission hatte diesen Gelehrten, der einer der großen Osteuropa- und Ostmitteleuropahistoriker unserer Zeit gewesen ist und bedeutenden wissenschaftlichen Greifen wie dem Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrat, dem Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte und zuletzt der Bayerischen Akademie der Wissenschaften angehört hat, 1973 als Gesprächspartner in ihren Kreis berufen. Hellmann wurde am 24. Juni 1912 in Riga geboren; dort ist er aufgewachsen in einer Wohnung, die vorher von der Familie des Dichters Werner Bergengruen, mit dem er verwandt war, bewohnt wurde. Sein Geschichtsstudium begann er in Riga an der Lettischen Staatsuniversität und am Herder-Institut, ehe er nach Königsberg ging. Aus seinen dortigen landes- und siedlungsgeschichtlichen Studien zur frühen Neuzeit erwuchs die Dissertation „Die preussische Herrschaft Tauroggen (1690–1793)“ (1940). Sein Habilitationsvorhaben konnte er noch in Riga beginnen, es führte ihn in das livländische Mittelalter, wo der spätere Mitbegründer und Mitherausgeber des „Glossars zur frühmittelalterlichen Geschichte im östlichen Europa“, des „Handbuchs zur Geschichte Rußlands“ und der „Jahrbücher für Geschichte Osteuropas“ seine eigentliche wissenschaftliche Heimat fand. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs war er zunächst Assistent von Rudolf Kötzschke in Leipzig, ehe er aus politischen Gründen in den „Westen“ ging und in Freiburg im Breisgau mit seinem grundlegenden verfassungs- und sozialgeschichtlichen Werk „Das Lettenland im Mittelalter. Studien zur ostbaltischen Frühzeit und lettischen Stammesgeschichte“ (1954) seine Habilitation abschloß. Seit 1956 lehrte er an der Universität Münster zunächst als Privatdozent, seit 1958 als außerplanmäßiger, seit 1960 als außerordentlicher und von 1964 bis zu seiner Emeritierung 1978 als ordentlicher Professor für mittlere und neuere Geschichte unter besonderer Berücksichtigung Osteuropas, wie es der fachlichen Breite seiner wissenschaftlichen Forschungen entsprach. Dann wählte er München als Alterswohn- und -arbeitsplatz.

Schon die Habilitationsschrift brachte Hellmann mit dem Deutschen Orden in Livland in Berührung. Seine vielfältigen Arbeiten zur litauischen Geschichte des Mittelalters lenkten seinen Blick auch auf den preussischen Ordenszweig, angefangen mit einem kleinen Aufsatz zur Königskronung von Mindaugas (1954). In einem längeren Beitrag über die „Verfassungsgrundlagen Livlands und Preußens im Mittelalter“ (1956/57) legte er eines seiner wissenschaftlichen Hauptanliegen dar, nämlich deutlich zu machen, daß die Beziehungen zwischen dem Deutschen Orden und den geistlichen Mächten in beiden Ostseeländern verschieden waren. Es hat immer wieder seinen Widerspruch gereizt, wenn Livland nach preussischem Vorbild als „Ordensland“ bezeichnet wurde. Hellmann hat sich auch für den Deutschen Orden außerhalb der beiden Ostseeländer interessiert, zumal er in Freiburg die unmittelbare Anschauung einer Kommende hatte. Daher lag es nahe, daß er 1985 zu den Gründungsmitgliedern der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens ge-

hörte. Erich Maschke, den er noch in dessen Königsberger Privatdozentenzeit gehört hatte, hat ihn 1961 zu seinen programmatischen „Bemerkungen zur sozialgeschichtlichen Erforschung des Deutschen Ordens“ angeregt, die wegen ihrer Folgen besonders hervorzuheben sind. Hellmann hat nämlich in Münster zwei Schüler, Klaus Scholz und Dieter Wójcicki, veranlaßt, nicht nur die geographische, sondern auch die soziale Herkunft der preußischen und livländischen Ordensritter zu untersuchen. Das waren Forschungsarbeiten, die den Gesamtorden in seinem gesellschaftlichen Zusammenhang in den Blick nahmen, aber naturgemäß Erkenntnisse in starkem Maße über den preußischen Ordenszweig erbrachten. Obwohl diese Arbeiten nicht über alle methodischen Zweifel erhaben und nur unvollkommen veröffentlicht worden sind, kamen auf diese Weise Zahlenverhältnisse auf den Tisch, über die seitdem lebhaft diskutiert wird.

Hellmann war in seinen früheren Jahren ein nicht immer leichter Diskussionspartner, der nach eigener Aussage gelegentlich übers Ziel hinausschoß. Doch hat er mit Erfolg das Fachgespräch auch über den Deutschen Orden international gefördert. Zuweilen erweckte seine Betrachtung der Ordensgeschichte den Eindruck, als ob sie aus dem Blickfeld des betroffenen Rigauer Bürgertums erfolgte. Jedoch war er auch in einem fortgeschrittenen Alter bereit, frühere Positionen zu modifizieren, wenn neuere Erkenntnisse ihm das nötig zu machen schienen – so hinsichtlich der Reichszugehörigkeit der Ostseeländer nach dem Erscheinen des umstrittenen Buches über „Papstreskript und Kaiserreskript“ von Ernst Pitz. In seinen letzten Jahren hat er sich der livländischen Missionsgeschichte zugewandt. Schließlich versuchte er einer alten eigenen Forderung nachzukommen und hat selbst begonnen, eine Geschichte der Bischöfe und Erzbischöfe von Riga zu schreiben, die nun von anderer Seite fortzusetzen sein wird. Es bleibt das Gedenken an einen Gelehrten, der die Landesgeschichte des Preußenlandes nicht so sehr durch eigene Veröffentlichungen, sondern mehr durch Anregungen weitergeführt hat, die sich aus seinen Arbeiten über den Deutschen Orden im ganzen und die Nachbarländer Livland, Litauen und Polen ergaben. Tagungen der Historischen Kommission hat er zwar kaum besucht, dennoch ist die wissenschaftliche Arbeit vieler Kollegen durch die Auseinandersetzung mit ihm dank seiner Diskussionsfreude gefördert worden.

Bernhart Jähmig

Helmut Motekat

* 6. Oktober 1919, † 16. Juli 1996

Mit dem Heimgang von Helmut Motekat hat die Historische Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung ein besonders profiliertes und in den letzten Jahren vielgeehrtes Vorstandsmitglied der älteren Generation aus ihren Reihen verloren. Über Motekats Leben und Werk läßt sich ein Wort stellen, auf das der verstorbene Literaturhistoriker bei Ernst Wiechert in seiner Bedeutsamkeit aufmerksam gemacht hat: „Ich weiß, woher ich stamme“. Es ist mehr als das Nietzsche-Zitat, das der Ge-

lehre in seiner Interpretation freilegte. Neu thematisiert, ist es aus der biographischen Erfahrung des vierten Sohnes eines ostpreußischen Landwirts gesprochen.

Helmut Motekat wurde in Wietzschken (Gilgetal), Kreis Elchniederung, am 6. 10. 1919 geboren. Die von ihm besuchten Schulen lagen im Kreis Niederung, und es ist das Staatliche Realgymnasium Tilsit, an dem Motekat 1938 das Abitur ablegte. Anschließend begann er an der Albertus-Universität in Königsberg die Fächer Germanistik, Anglistik, Geschichte, Volkskunde und Philosophie zu studieren. In Königsberg heiratete er auch noch während seines Kriegsdienstes; nach schwerer Verwundung in Frankreich fand er in Doris M. die an seiner wissenschaftlichen Tätigkeit teilnehmende germanistische Lebensgefährtin der Heimat.

Nach Kriegsende 1946 wurde Motekat an der Georg-August-Universität Göttingen promoviert. Nach seiner Kriegsverwundung mehrfach operiert, entlassen aus kurzer amerikanischer Kriegsgefangenschaft, hatte er sein bei der zweiten vernichtenden Bombardierung von Königsberg am 28. 8. 1944 eingebüßtes Dissertations-Manuskript zum Thema „Das geistige Antlitz Königsbergs in der Biedermeierzeit“ rekonstruieren können. Von 1946 bis 1948 war Motekat Lektor für deutsche Sprache und Literatur am Göttinger „College of the Rhine-Army“. 1950 habilitierte er sich an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Bei seinem dort wiedergefundenen ehemaligen Lehrer aus Königsberg, Professor Dr. Hans-Heinrich Borchardt, vermochte er ab 1948 zunächst als wissenschaftlicher Assistent, dann als Dozent zu forschen und zu lehren. Ab 1957 wirkte er als Professor für neuere deutsche Literaturgeschichte fast vier Jahrzehnte lang in München. 1985 trat er in den Ruhestand. Die letzten fünf Lebensjahre waren von schwerer Krankheit überschattet. Am 16. Juli 1996 ist Helmut Motekat in Vaterstetten bei München gestorben.

Seine ostpreußische Herkunft hat der Philologe Motekat lebenslang als verpflichtendes Erbe verstanden. Zahlreich sind seine Publikationen und Aktivitäten, die der Historischen Kommission für ost- und westpreußischen Landesforschung zugute kamen und sie gefördert haben. Das Fach, das Helmut Motekat hier mit „Grenzüberschreitungen“ jahrelang so gut wie allein vertrat: die Neuere deutsche Literaturgeschichte, und seine Schwerpunkte in Forschung und Lehre: Romantik und Moderne in der deutschen (vor allem ostdeutschen) Literatur, brauchte ihre interdisziplinäre Arbeit nicht weniger als sie ihn, seine Kenntnisse und seine weltweiten Erfahrungen, die er im Rahmen der Auslandsgermanistik in den Jahren 1958–1980 gewann.

Nach Motekats eigener Auffassung sind die folgenden Unterbrechungen seiner Münchener Tätigkeit zu nennen: 1958 Gastvorlesungen an zehn Universitäten in den USA, 1959 Gastvorlesungen in England, Schottland und Frankreich. 1960 ist Motekat Gastprofessor an der University of Texas in Austin, Texas, und hält als erster Carl-Schurz-Professor nach dem Zweiten Weltkrieg Vorlesungen und Seminare an 30 amerikanischen Universitäten, Colleges und wissenschaftlichen Vereinigungen. 1963 ist er als erster deutscher Professor seines Faches nach dem Zweiten Weltkrieg zu Gastvorlesungen an allen germanistischen Instituten der kanadischen Universitäten durch das Canada Council eingeladen. 1963/64 übernimmt Motekat eine Gastprofessur an der Tulane Universität in New Orleans, USA. 1965/66 ist er Gastprofessor an der Univer-

city of Toronto, Canada. 1969 hält er Gastvorlesungen an mehreren Universitäten in Argentinien, Brasilien, Chile und Venezuela. 1971 folgt eine Gastprofessur an der Universidad de Sao Paulo, Brasilien. 1977 übernimmt Motekat Gastvorlesungen und Seminare an polnischen Universitäten: er lehrt in Wrocław (Breslau), Kraków (Krakau), Poznań (Posen), Katowice (Kattowitz). 1980 hält er als ernannter „German National Fellow“ Gastvorlesungen an allen Universitäten Neuseelands.

Aus den „Wechselbeziehungen zwischen der englischen und deutschen Literatur im 18. und 19. Jahrhundert“, wie das Thema seiner Habilitationsschrift lautete, gewann Helmut Motekats grundlegende Publikation „Experiment und Tradition“ (1962) Gestalt. Von ihr aus führten die Wege zur weiteren Darstellung der zeitgenössischen Literatur wie auch zur Vertiefung in die Tradition der heimatisch gesehenen Regionalgeschichte. So entstanden die beiden auf den ersten Blick fast unvergleichbaren Werke: „Das zeitgenössische deutsche Drama. Einführung und kritische Analyse“ und seine in der Forschung nicht ohne ganz unberechtigte Vorbehalte diskutierte große „Ostpreussische Literaturgeschichte mit Danzig und Westpreußen“, beide erschienen 1977. Hervorzuheben ist auch Motekats Aufsatzband: „Meiner Heimat Gesicht. Facetten ostpreussischen Geistes“ (1980), der seine Festvorträge aus den siebziger Jahren vereinigte. Sie umspannen Kant, E. T. A. Hoffmann, Ferdinand Gregorovius, Arno Holz, Ernst Wiechert und Agnes Miegel. Das „Brockhaus Bildwörterbuch Deutsch-Englisch“, das Motekat in Wiesbaden 1958 herausbrachte und das 1976 in 7. Auflage vorlag, hat so in objektivierend übersetzenden Bildern der Literatur eine beachtenswerte Fortsetzung gefunden. Die von Motekat mitbegründete „Ost- und Westpreußenstiftung in Bayern“ brachte die den Leser ansprechende Sammlung wie seine „Ostpreussische Literaturgeschichte“ heraus. Sie sind Zeugnisse gelebter Liebe zum Wort der Dichter. Sie geben Rechenschaft von seiner eigenen kritischen Zeitgenossenschaft.

Auf Motekats kleinere literaturwissenschaftliche Publikationen zu ostdeutscher Dichtung und Geschichte ist ebenfalls hinzuweisen. Sie vermitteln Denkbilder zu den genannten wie zu den folgenden Gestalten des Ostens: Joseph von Eichendorff, Hermann Sudermann, Johannes Bobrowski, Gerhart Hauptmann, Werner Bergengruen, Max Halbe, Franz Kafka und Ernst Wiechert. Sie gehen ein auch auf die Dichtung der Reformation, auf Herzog Albrechts Lied „Was mein Gott will, das gescheh' allzeit“, und sie führen ältere Vorträge über die Universität Königsberg und über Karl Rosenkranz weiter zur Darstellung wie „Das gesellschaftliche und literarische Leben der ostpreussischen Hauptstadt Königsberg im 19. Jahrhundert“ (1991). Sie verbinden die Literaturgeschichte mit der Bildungs- und Glaubensgeschichte zu Miniaturbildern der deutschen Literatur in Mittel- und Osteuropa. In diesem Zusammenhang ist Motekat außerdem als Herausgeber von Ernst Wiechert, „Der Schaktarp. Eine litauische Geschichte“ (Nicolaische Buchhandlung Berlin 1988), zu nennen.

Auch seine organisatorische Kraft widmete Helmut Motekat der Aufgabe, der reichen kulturellen Tradition der deutschsprachigen östlichen Gebiete einen festen Platz im Bewußtsein der Gegenwart zu sichern. In Bayern, dem von ihm kulturpolitisch mitgeschaffenen und kulturell mitgeprägten „Patenland“ Ostpreußens, fand er dazu die für ihn und sein Konzept regionaler Literaturgeschichtsschreibung günstigsten Vor-

aussetzungen der ersten Stunde. In zahlreichen Gremien in und auch außerhalb Bayerns war er führendes Mitglied. Er gehörte seit 1979 dem noch von seinem Königsberger Lehrer Walther Ziesemer initiierten „Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrat“ an. Er war Mitglied im „Göttinger Arbeitskreis Ostdeutscher Wissenschaft“, dem Kuratorium des „Collegium Albertinum“ Göttingen, dem Kuratorium der „Ost- und Westpreussischen Landeskunde“, und er war Vorsitzender der 1982 begründeten „Arbeitsgemeinschaft für ost- und westpreussische Landeskunde an der Universität München“.

Nicht alle von Motekats wissenschaftlichen und publizistischen Plänen konnten ausreifen. Betroffen von seiner Krankheit wurde unsere Kommissionsarbeit am „Handbuch der Geschichte Ost- und Westpreußens“, herausgegeben von Ernst Opgenoorth. Uausgeführt blieben Motekats Buchpläne, den Erlösungsgedanken in der deutschen Literatur zu thematisieren und – als einer der letzten der „Erlebnis-Generation“ – Lebenserinnerungen vorzulegen. Um so gewichtiger sind daher die bereits vorgelegten Studien in Aufsatzform wie etwa über Walther Ziesemer, den letzten Professor für Germanistik und deutsche Volkskunde der Albertus-Universität zu Königsberg/Pr. (1982), oder über Dr. Ludwig Goldstein, den Vorsitzenden der Königsberger Goethe-Freunde.

Gedankt haben für Motekats Lebenswerk nicht nur seine akademischen Schüler mit den beiden Festschriften „Vergleichen und Verändern“ (1970) und „Romantik und Moderne. Neue Beiträge aus Forschung und Lehre“ (1986). Der engagierte Hochschullehrer wurde 1982 mit dem Kulturpreis für Wissenschaft der Landsmannschaft Ostpreußen ausgezeichnet. Im Jahre 1986 wurde ihm das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen, und 1995 erhielt er den Georg-Dehio-Preis der Künstlergilde Eßlingen.

Seines Wirkens in einer breiteren Öffentlichkeit ist auch an Helmut Motekats Grabe und in zahlreichen Nachrufen gedacht worden. Im Spiegel deren vielfach warmherzigen Gedankens wird Motekats Persönlichkeit noch einmal lebendig. Der landsmannschaftlich mitbeteiligte Zeitgenosse Motekat schöpfte bei seiner Arbeit aus den Quellen der ostpreussischen Literatur- und Geistesgeschichte und versuchte, die Schätze erinnerter Kulturgeschichte nicht nur akademisch, sondern als ästhetisch-sittlich verpflichtenden Lebensimpuls weiterzugeben und für die folgenden Generationen in ihren perspektivisch gesehenen Knotenpunkten zu bewahren. Diesen Impuls kritisch zu reflektieren, dürfte nicht nur für die „Historische Kommission für ost- und westpreussische Landesforschung“ von fruchtbarer Bedeutung sein.

Renate Knoll

Hans-Bernd Harder

* 16. Juni 1934 in Hamburg-Altona, † 30. Oktober 1996 in Moskau

Hans-Bernd Harder, Professor für Slawistik der Philipps-Universität Marburg, wurde am 16. Juni 1934 in Hamburg-Altona, geboren. Er verstarb während einer Rußlandreise in Moskau am 30. Oktober 1996. Herr Harder gehörte unserer Kommission seit 1977 an.

Hans-Bernd Harder studierte in Marburg, Berlin und Frankfurt Slawistik, Germanistik, Philosophie und auch einige Semester Geschichte. Bei seinem Lehrer Alfred

Rammelmeyer wurde er 1961 mit einer Dissertation über die russische klassizistische Tragödie promoviert. 1966 folgte die Habilitation mit einer Arbeit über „Schiller in Rußland“. Seit 1967 war er in Marburg, wo er bald 30 Jahre wirkte.

Harder hat wie kein anderer die Marburger Slawistik geprägt. Mit großer Sachkompetenz weit über sein Fachgebiet hinaus forderte und praktizierte er das Zusammenwirken mit benachbarten Disziplinen. Es ergab sich so ein breiter kulturgeschichtlicher Ansatz, der einerseits durch seine Lehrer Rammelmeyer und Max Vasmer, andererseits durch den Historiker Karl Lamprecht und den Germanisten Josef Nadler geprägt war. Er selbst war trotz gesundheitlicher Beeinträchtigung unermüdlich forschend und schreibend tätig. Davon zeugen über 50 Aufsätze, zwei eigene Bücher, viele von ihm herausgegebene Sammelbände und noch unveröffentlichte Arbeiten – darunter der erste, von ihm noch abgeschlossene Band seiner „Literaturgeschichte Ungarns, Böhmens und Polens und ihrer Nebenländer“, dessen baldige Veröffentlichung ein Vermächtnis ist.

Bemerkenswert war seine Mitwirkung in großen wissenschaftsorganisatorischen Unternehmungen, im Herder-Forschungsrat in Marburg, dessen Vizepräsident er von 1975 bis 1984 war, danach bis zu seinem Tod als Präsident der Brüder-Grimm-Gesellschaft in Kassel. Wichtig waren auch die Konferenzen des „Slawenkomitees“, die er nicht nur organisatorisch mit vorbereitete, sondern deren wissenschaftliche Fragestellungen er auch lange Zeit mit prägte.

Seine stete Bereitschaft zum anregenden, hilfreichen Gespräch, zu Rat und Tat, hat jeder seiner Freunde, Kollegen und Schüler dankbar erlebt. Mit sicherer Beobachtungsgabe konnte er kurz und präzise grundsätzliche Fragen formulieren, die die bisherige Forschung wenig oder gar nicht beachtet hatte. Dies vermochte er in bescheidener, völlig unprätentiöser Weise zu tun. Um das Bild abzurunden, sei kurz erwähnt, daß Harder ein homo politicus beträchtlicher Begabung war.

Prägend war die Herkunft seiner aus dem Mennonitentum Westpreußens hervorgegangenen Familie – ein Erbe, dem er sich stets verpflichtet fühlte. Der Name „Harder“ ist in vielen Orten meist an der südlichen und östlichen Ostsee zu finden, besonders konzentriert in Westpreußen und da in Danzig vor allem, aber auch in Elbing, in Königsberg, in Riga und anderswo. Sein Urgroßvater war am Ende der zweiten mennonitischen Auswanderungswelle erst 1878 aus der Gegend zwischen Martenburg und Dirschau an die Wolga gezogen, sein Großvater wurde dort schon geboren. Sein Vater Johannes – auch Hans – Harder war ein bekannter rußlanddeutscher Schriftsteller. Der Maler Alexander Harder (mit Künstlernamen Harder-Khasan) war sein Onkel. Nach der Machtergreifung der Bolschewiki und begünstigt durch den Frieden von Brest-Litowsk ging die Familie im Juli 1918 nach Deutschland, denn ihre preußische Staatsangehörigkeit hatte sie nie aufgegeben.

Dieser an wissenschaftlichen wie künstlerischen Begabungen reichen Familie verdankte Harder seine Neigung zu den Sprachen, zur Philologie, zur Philosophie, zur Theologie und seine ausgeprägten künstlerischen und kunsthistorischen Interessen, vor allem auch seine sehr eigene Frömmigkeit, seinen Bekennermut und sein Beharrungsvermögen – in religiösen Dingen ebenso wie in schwierigen politischen Zeiten, die er in Marburg erleben mußte.

Seit Anfang der siebziger Jahre beschäftigte er sich intensiv mit Johann Gottfried Herder aus Mohrungen. Erstes wissenschaftliches Ergebnis war sein Vortrag vor dem Herder-Forschungsrat 1973: „Johann Gottfried Herders ‚Journal meiner Reise im Jahre 1769‘. Zur Entstehung eines Fragments“. Von da an verging kaum ein Jahr, in dem sich Harder nicht an der Herder-Forschung beteiligte. Er erschloß Herders Ideen und sein Wirken bei Deutschen und Slawen gleichermaßen. Es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, „daß in der Geschichte des Herder-Forschungsrats kein einziges Mitglied so fleißig und ideenreich sich des Wirkens seines Namenspatrons [...] angenommen hat“ wie Harder (Hans Rothe, Bonn). Über Herder fand er Zugang zur Königsberger Aufklärung, die ihm der originäre deutsche Beitrag zur Aufklärung überhaupt war. Mit souveränem Blick arbeitete er die kulturgeschichtliche Bedeutung Königshagens durchaus auch in Opposition zu Berlin heraus und vermittelte so bei aller vorhandenen preußischen Staatsgesinnung zugleich ein Gefühl der Distanz zum frankozösisch-orientierten friderizianischen Berlin.

Herder und Königsberg waren das eine, Herder und die deutsche Klassik das andere. Hier berührten sich Harders neue Forschungsinteressen mit seinen frühen Arbeiten. Herder und die deutsche Klassik von Weimar sowie das sie vorbereitende Zusammentreffen von Goethe, Herder, Jung-Stilling und Jakob Michael Reinhold Lenz 1770 in Straßburg beschäftigten Harder immer wieder. Aus dieser Konstellation erwuchs 1978 der große Wurf einer Ausstellung „Johann Gottfried Herder. Ein Zeuge der deutschen Klassik aus dem Lande Preußen“.

Aus der intensiven Beschäftigung mit der deutschen Aufklärung, in deren Mittelpunkt er Königsberg sah, entwarf Harder Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre für den Herder-Forschungsrat in Marburg den Plan einer auf 12 Bände angelegten „Kulturgeschichte Ostdeutschlands und Ostmitteleuropas“. Es war in seiner Generation sicher der umfassendste Entwurf, die ostdeutsche Kulturgeschichte von Böhmen und Schlesien, von den Lausitzen und dem Preußenlande her darzustellen und sowohl von den Voraussetzungen (deutsch, slawisch, baltisch) wie von den die Entwicklungen prägenden Faktoren der Epochen und der Regionen her zu erfassen. Harder wollte das große Konzept mit Herder-Forschungsrat und Herder-Institut verwirklichen. Forschungsrat und Bundesministerium des Innern berieten darüber. Die Verwirklichung wurde jedoch verhindert. Es ist zu bedauern, daß es Harder nicht möglich war, einen solchen über viele Jahre hin tragenden Impuls zu geben, der Forschungsrat und Institut ein markantes wissenschaftliches Profil hätte verleihen können, dessen Fehlen in der Folgezeit so lebhaft bemängelt wurde und fast genau zehn Jahre später zu einschneidenden Konsequenzen geführt hat.

Hans-Bernd Harder hat mit seiner ganz wesentlich von Hamann und Herder her entwickelten Vorstellung von Sprache, Kultur und Geschichte zentrale Fragen des Selbstverständnisses der Völker Europas angesprochen. Die zentrale Stellung nahmen dabei Königsberg und Ostpreußen ein. Das in seinen Arbeiten für die Deutschen, aber eben nicht nur für sie, gezeigt zu haben, darauf beruht Harders bleibende Bedeutung auch für unsere Kommission, erlaubt, das Eigene zu erkennen und zu betonen und die Nachbarn gebührend einzubeziehen.

Vieles konnte Harder zum Abschluß bringen, vieles aber blieb auch Fragment oder gar nur Plan. Sein Vermächtnis ist gleichwohl bedeutend. Darin gleicht sein Lebenswerk ein wenig dem seines verehrten Vorbildes Johann Gottfried Herder.

Peter Wörster

Heinz Lingenberg

* 3. Juni 1927, † 25. November 1996

Am 25. November 1996 ist in Kiel unser Mitglied Dr. Heinz Lingenberg im Alter von 69 Jahren nach längerer Krankheit gestorben. Mit ihm verlor die deutsche Ostforschung einen namhaften und angesehenen Vertreter, dessen Leistungen sowohl in Deutschland als auch in Polen große Anerkennung erfahren haben. Speziell im Bereich der Danzig-westpreussischen Geschichte stand sein Name als Inbegriff solider und unbestechlicher Grundlagenforschung, für die es jetzt eine schmerzliche, kaum zu schließende Lücke gibt.

Heinz Lingenberg wurde am 3. Juni 1927 in Danzig-Langfuhr als Sproß einer alteingesessenen Pädagogenfamilie geboren. Er besuchte das Conradinum und die St. Petri- und Pauli-Oberrealschule und ließ sich noch im Sommer 1944 an der TH Danzig einschreiben, bevor die Kriegseinberufung und die anschließende Internierung in Dänemark diesem Lebensabschnitt – zugleich mit dem Verlust der Heimat – ein rasches Ende setzten. Die Familie fand dann 1945 in Schleswig-Holstein wieder zusammen; Sohn Heinz studierte an der Universität Kiel Geschichte, Latein und Religion, später auch noch Mathematik. Nach der Tätigkeit an verschiedenen höheren Schulen des Landes kam er 1959 an das Lübecker Johanneum. Nach 25-jährigem erfolgreichen pädagogischen Wirken in 4 wissenschaftlichen Fächern mußte er als Oberstudienrat 1978 aus gesundheitlichen Gründen vorzeitig in den Ruhestand treten.

Eine mehr zufällige Begegnung mit den graphischen Zeugnissen seiner Heimat – historischen Landkarten und alten Stadtansichten – hatte viele Jahre zuvor den Anstoß gegeben, sich mit dieser Quellengattung zu beschäftigen. Als Sammler und Forscher gleichermaßen wandte er sich der Kartographie des Landes an der unteren Weichsel sowie der Interpretation der Danziger Stadtansichten zu. Zahlreiche Publikationen zeugen von dieser Beschäftigung, die besonders im Hinblick auf die topographischen und baugeschichtlichen Gegebenheiten der Stadt Danzig zu neuen, wichtigen Erkenntnissen führte.

Die hiermit einhergehenden historischen Ermittlungen mündeten in eine umfassende Untersuchung der Zeugnisse zur Gründungs- und Entstehungsgeschichte Danzigs, die Lingenberg zu einer Dissertation ausbaute und mit der er 1979 in Kiel promoviert wurde. Diese Arbeit, die 1982 unter dem Titel „Die Anfänge des Klosters Oliva und die Entstehung der deutschen Stadt Danzig“ in den „Kielser historischen Studien“ im Druck erschien, stellte die Frühgeschichte der Stadt Danzig auf neue Grundlagen und trug gleichzeitig zu einer fruchtbaren Diskussion zwischen deutschen und polnischen

Fachkollegen über diesen zentralen Punkte der Danzig-Forschung bei. Zugleich lieferte sie den Beweis, daß auch von deutscher Seite, ohne unmittelbaren Zugang zu den vor Ort liegenden Originalquellen und auch angesichts der heutigen, für die Ostforschung hierzulande widrigen Situation, eine subtile und vollgültige Geschichtsforschung über dieses Gebiet möglich ist. Das Thema sollte ihn bis zum Ende seines Lebens nicht mehr loslassen. In den folgenden Jahren erschienen größere Monographien und zahlreiche Einzelaufsätze speziell über das Kloster und den Ort Oliva sowie zur damit verbundenen mittelalterlichen Geschichtsschreibung. Seine letzte Arbeit, die er noch erfolgreich abschließen konnte, behandelt die „Urkundenfälschungen des Klosters Oliva und anderer geistlicher Institutionen Pommerns/Pommerellens bis ca. 1310“, deren Auslieferung noch aussteht. So hat sich vom ursprünglichen Ansatz her, d. h. von der kritischen Beleuchtung der Danzig-Olivaer Gründungsphase, eine ganze Kette von Untersuchungen zur Geschichte der diplomatischen und historiographischen Überlieferung in jenem deutsch-slawischen Grenzraum gebildet, die die gesamte dortige Kloster- und Stadtgeschichte in teilweise ganz neuem Licht erscheinen läßt.

Lingenbergs zweites großes Forschungsvorhaben mit dem Thema „Westpreußen im alten Kartenbild“, das auch von unserer Kommission gefördert wurde, konnte er leider nicht zum erfolgreichen Abschluß bringen. Für diese Erfassung aller Landkarten, Stadtumgebungspläne und thematischen Karten vom 16. bis zum 19. Jahrhundert hatte er jahrelang umfangreiche Ermittlungen in Archiven und Bibliotheken des ganzen ostmitteleuropäischen und skandinavischen Raums durchgeführt und dabei viele unvermutete Entdeckungen gemacht. In vielen Vorträgen und in vier großen, von ihm betreuten Graphik- und Karten-Ausstellungen, die im Lübecker „Haus Hansesstadt Danzig“ zu sehen waren, sind die Früchte dieses Forschens und Sammelns in beeindruckender Weise einer breiten Öffentlichkeit vorgeführt worden.

Heinz Lingenberg, der erst spät zur wissenschaftlichen Tätigkeit in unserem Sinn gefunden hatte, hinterläßt ein Werk, das sich durch Gründlichkeit, Tiefe und Objektivität auszeichnet – Eigenschaften, wie sie einem Historiker nach wie vor zur Ehre gereichen und auch den Bestand seines Werkes sichern. Unsere Kommission, die ihn 1983 als Mitglied aufnahm, verliert in ihm einen erfahrenen, vielseitig gebildeten Fachmann; viele andere vermissen einen Weggefährten, der auf ideale Weise wissenschaftliche Lauterkeit mit persönlicher Aufgeschlossenheit, Hilfsbereitschaft und Bescheidenheit verbinden konnte.

Peter Leickmann

Karl-Heinz Ruffmann

* 7. März 1922, † 17. Dezember 1996

„Ist es nicht für Deutsche und Litauer eine lohnende und jetzt durchaus lösbare Aufgabe, ... *gemeinsam* die Geschichte ihrer Beziehungen, insbesondere im Gebiet um die Memel aufzuarbeiten? Wenn das gelingt, wird dieses Gebiet nochmals das werden, was es jahrhundertlang ganz selbstverständlich war: Zwischenland und Binde-

glied des Zusammenlebens verschiedener Völker und Nationalitäten. In ihm bleibe ich – selbstverständlich – ein überzeugter Bürger Memels, werde aber jetzt auch gerne ein Klaipėdis. Und die allgemeine Nutzenanwendung: Das Geheimnis der Befreiung heißt Erinnerung.¹ Mit diesen Worten umriß der am 7. März 1922 in Memel geborene Karl-Heinz Ruffmann im Jahre 1992 in seiner Geburtsstadt den zentralen Forschungsschwerpunkt seiner letzten Lebensjahre. Nach fast fünfzig Jahren war Karl-Heinz Ruffmann in die Heimat zurückgekehrt.

Zwischen der Flucht im Jahre 1944/45 und der Rückkehr lag ein reiches akademisches Leben, das mit Studium, Promotion und Habilitation im Fach osteuropäische Geschichte in Göttingen und Köln seinen Anfang nahm. Dann erfolgte der Ruf als ordentlicher Professor an den neugeschaffenen osteuropäischen Lehrstuhl der Universität Erlangen-Nürnberg, den er fast dreißig Jahre lang, vom Wintersemester 1962/63 bis zum Wintersemester 1989/90, innehatte. Als akademischer Lehrer betreute er 32 Dissertationen und vier Habilitationen.

Während seiner Erlanger Zeit konnte es scheinen, als habe Karl-Heinz Ruffmann seine Heimat aus den Augen verloren. Er las und publizierte vor allem über die Entwicklung des neuzeitlichen Rußland und der Sowjetunion, daneben bildeten zentrale Fragen der europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts und die Teilung der Welt nach 1945 mit all ihren Folgen einen roten Faden seines Erkenntnisinteresses.

Und doch ging es ihm dabei auch immer um die Region seiner Herkunft, die wie wenig andere zum Spielball der europäischen Politik geworden war. Indem er die großen Entwicklungszüge skizzierte, darstellte, interpretierte und bewertete, suchte er als Historiker zu verstehen und zu vermitteln, was ihn als Zeitzeugen geprägt hatte. Programmatisch kommt dies in seiner kleinen Schrift „Deutsche und Litauer in der Zwischenkriegszeit. Erinnerungen eines Memelländers, Überlegungen eines Historikers“ zum Ausdruck.

So überrascht es auch nicht, daß Karl-Heinz Ruffmann bereits 1957 zum Mitglied der Historischen Kommission für ost- und westpreussische Landesforschung gewählt wurde und daß er einen seiner letzten öffentlichen Vorträge auf der Oldenburger Jahrestagung der Kommission im Jahre 1994 hielt. Und es ist schon fast folgerichtig zu nennen, daß der Titel dieses Vortrages den Wissenschaftler und den Menschen Karl-Heinz Ruffmann zusammenführt: „Studium in Königsberg im Zweiten Weltkrieg“.

Seine Emeritierung erlaubte ihm die wissenschaftliche und persönliche Rückbesinnung auf seine Wurzeln, und er hat diesen Freiraum in den wenigen Jahren, die ihm verbleiben sollten, mit einer für ihn typischen Energie und Vitalität genutzt. Die einzeln etatisierte Wissenschaftlerstelle in der Bundesrepublik, die sich aufgrund ihrer Stellenbeschreibung mit den deutsch-litauischen Beziehungen, der Geschichte Litauens und des Memelgebietes zu beschäftigen hat, wurde 1992 am Institut Nordostdeutsches

¹ Karl-Heinz Ruffmann: Kritische Anmerkungen zur Memel-Frage zwischen den beiden Weltkriegen, in: Forschungszentrum für die Geschichte Westlitauens und Preußens an der Universität Klaipėda (Hrsg.): Klaipėdos miesto ir regiono archeologijos ir istorijos problemos [Archäologische und historische Probleme von Stadt und Gebiet Memel], Klaipėda 1994, S. 49.

Kulturwerk in Lüneburg geschaffen. Initiator und treibende Kraft war der langjährige Vorsitzende des Trägervereins Karl-Heinz Ruffmann.

Doch er schuf nicht nur die Voraussetzungen für diese Stelle, sondern er war auch der spiritus rector für die Anbahnung der Kontakte mit litauischen Kollegen, die gerade eben in Klaipėda/Memel ein Zentrum für die Erforschung der deutsch-litauischen Beziehungen gegründet hatten. Die heute bestehende enge Zusammenarbeit zwischen dem litauischen Forschungszentrum in der Heimatstadt des Verstorbenen und dem deutschen Institut sind ein besonderes Vermächtnis von Karl-Heinz Ruffmann.

Mit dem ihm eigenen Temperament, einer Debattenkultur, die die Kontroverse suchte, um doch in konstruktive und weiterführende Kritik einzumünden, engagierte er sich für sein Ostpreußen und sein Memelgebiet. Die ostpreussische Landesforschung verliert in Karl-Heinz Ruffmann eine der treibenden Kräfte einer modernen, multinationalen und kritischen ostpreussischen Regionalgeschichte.

Karl-Heinz Ruffmann starb am 17. Dezember 1996 in Traunstein. *Joachim Tauber*

Erhard Roß

* 15. August 1905, † 23. März 1997

Am 23. März 1997 ist Oberstudienrat i. R. Dr. Erhard Roß im Alter von 91 Jahren in Berlin verstorben. Seit 1985 gehörte er der Historischen Kommission für ost- und westpreussische Landesforschung als ordentliches Mitglied an. Geboren wurde Erhard Roß als Sohn des Hauptlehrers und Kantors August Roß und dessen Ehefrau Anna geb. Klafs in Dönhofsstadt, Kreis Rastenburg. Nach dem Besuch der Schule in seinem Heimatort entschied er sich zunächst für die Laufbahn des Volksschullehrers und besuchte die Präparandenanstalten in Lyck und Pillau und danach das Lehrerseminar in Lyck. Nach Abschluß seiner seminaristischen Ausbildung studierte er die Fächer Germanistik und Geschichte an den Universitäten Berlin, München und Königsberg, wo er das Studium mit dem Staatsexamen für das Höhere Lehramt abschloß und 1933 bei dem Germanisten Erich Jenisch – Korreferent war Walther Ziesemer – mit der Arbeit „Geschichte des Königsberger Theaters von 1811–1834“ promovierte. Seine Dissertation wurde 1935 in Königsberg veröffentlicht.

Bereits diese Arbeit läßt seine engen Bindungen an seine ostpreussische Heimat erkennen, die ihn sein ganzes Leben begleiten sollten. Nach dem Staatsexamen war er an Berliner Schulen tätig. Von 1943–1945 war er an der Ostfront eingesetzt und geriet nach deren Zusammenbruch in sowjetische Kriegsgefangenschaft. Nach seiner Entlassung nahm er seine Unterrichtstätigkeit an Berliner Schulen wieder auf und wirkte von 1951–1971 am Evangelischen Gymnasium zum Grauen Kloster.

Seine Tätigkeit als Lehrer und Erzieher wie auch die Befassung mit der Königsberger Theatergeschichte ließen die ostpreussische Schul- und Kulturgeschichte zu einem Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Forschungen werden. Erwähnt seien Beiträge über „das erste staatliche Lehrerseminar in Neustadtpreußen und seinen Leiter Timo-

theus Gisevius“, die Gründung des ersten Lehrerseminars für Ostpreußen in Klein Döhlen und das „Landschulwesen in Ostpreußen und die Einführung der Pestalozzischen Methode“. Den Bereich des Theaters betreffen Aufsätze über das Theater in Lyck und die Königsloge im Königsberger Schauspielhaus.

Für die Vielfalt der Interessen von Erhard Roß sprechen auch seine Porträts der ostpreussischen Oberpräsidenten Albrecht von Schlieckmann, Udo von Stolberg-Wernigerode und Wilhelm Graf von Bismarck-Schönhausen. Immer wieder führten ihn seine Studien in den Rastenburg Raum, wo er sich besonders der Geschichte seines Geburtsortes Dönhofsstadt verbunden fühlte. Daneben standen Persönlichkeiten aus dem Umkreis des Gymnasiums zum Grauen Kloster wie der preussische Justizminister und letzte Präsident des Königlichen Obertribunals in Berlin, Carl Alexander von Ulden (1798–1878), und Wilhelm Ulden, der vierzig Jahre – 1795–1835 – als preussischer Beamter in Rom und Berlin wirkte, in seinem Blickpunkt. Für die letztere Arbeit wurde er vom Humboldtzentrum Berlin durch die Verleihung der Humboldtplakette geehrt.

Die zahlreichen Beiträge von Erhard Roß, viele wurden in der Zeitschrift „Preußenland“ veröffentlicht, zeichnen sich durch Anschaulichkeit und Prägnanz aus. Er vermochte es, seine Informationen und Ergebnisse nicht nur Fachhistorikern, sondern auch interessierten Laien näher zu bringen. Hervorzuheben ist, daß er dabei Gebiete berührt hat, die von der bisherigen Forschung kaum behandelt worden sind.

Die Historische Kommission für ost- und westpreussische Landesforschung verliert mit Erhard Roß eine Persönlichkeit, die immer wieder neue Themen anhand archivalischer Quellen behandelt und Ostpreußen noch aus eigenem Erleben gut gekannt hat. Auch die Zeitschrift „Preußenland“ ist ihm zu Dank verpflichtet. *Stefan Hartmann*

Buchbesprechungen

Rudolf Fendler: Die Kammerkommende des Deutschen Ordens in Weissenburg im Elsass (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, 51). N. G. Elwert Verlag, Marburg 1995, 275 S., 14 Abb., 1 Karte, DM 48,-.

Ziel der Untersuchung ist es, wie der Vf. im Vorwort schreibt, die Geschichte der lange Zeit im Kammerbesitz des Deutschmeisters befindlichen Ordenskommende (Kron-)Weissenburg von ihren Anfängen bis zu ihrer Auflösung im Gefolge der französischen Revolution nachzuzeichnen. F. gliedert seine Aufgabe in 12 Kapitel, die von Prolog und Epilog eingerahmt sind. Im Prolog macht er den Leser in einer an eine Schulbuchdarstellung erinnernden Einführung, die jedoch den derzeitigen Forschungsstand nicht vermissen läßt, mit den Anfängen der Geschichte des Deutschen Ordens im Heiligen Land vertraut. Ebenso erfreulich knapp stellt er die Grundzüge der Verfassung und des Aufbaus des Deutschen Ordens vor. Allerdings läßt es sich dabei schwer nachvollziehen, weshalb der Vf. die Statuten und Regeln des Ordens von dem Teil über Verfassung und Aufbau des Ordens mittels Vergabe eines eigenen Unterpunktes abgetrennt hat. Das erste Kapitel (S. 13–33) beschäftigt sich mit den Anfängen der Weissenburger Kommende. Bevor jedoch F. auf die eigentliche Gründung zu sprechen kommt, faßt er die Überlieferungsgeschichte und den Forschungsstand zusammen. Dankbar wäre der Leser Vf. und Hrsg. gewesen, wenn Prolog, Archivgeschichte und Forschungsstand in einem eigenen Einführungsteil dargeboten

worden wären. Die Archivgeschichte geht kaum über den von Lampe veröffentlichten Stand hinaus. Ergänzungen für die neuzeitliche Geschichte bieten z. B. noch Pariser Archive (Nationalarchiv, Serie M 64, und Archiv des Außenministeriums, Politische Korrespondenz „Allemagne“, Nr. 1–84). Schon mit der Darstellung der Anfänge der Kommende, deren Gründungsjahr er mit 1250 wahrscheinlich macht, gibt F. zu erkennen, daß er sehr quellennah gearbeitet hat. Im zweiten Kapitel behandelt der Vf. den Erwerb von Burg und Dorf Riedselz mit der hohen und niederen Gerichtsbarkeit, dank derer sich die Kommende gegen Ende des 14. Jahrhunderts ein kleines Territorium schaffen konnte. Der darauf folgende Abschnitt ist dem Ausbau und der Nutzung des Besitzes im Spätmittelalter gewidmet. Zu den wichtigen Ergebnissen dabei zählt sicherlich, daß die Ordensniederlassung infolge Personalmangels ihre Einnahmen im wesentlichen aus Verpachtungen von Grundbesitz und Mühlen bestreiten mußte. Im vierten mit „Zetaltler der Reformation“ überschriebenen Kapitel (S. 70–82) faßt F. zunächst die Vorgänge im Orden zusammen, um danach die Auswirkungen auf die Weissenburger Niederlassung und die Rechtsgeschäfte nach Beruhigung der Lage zu beleuchten. Überraschend dabei ist die milde Behandlung der sich den Bauernruhen angeschlossenen Ordensbauern durch den Weissenburger Komtur nach der Niederschlagung des Aufruhrs, zumal ein Bauernheer im Mai 1525 die Burg Horneck, den Sitz des Deutschmeisters, niedergebrannt hatte. Im nächsten Abschnitt kommt der Vf. knapp auf das Verhältnis zwischen Stadt und Kommende Weissenburg und der Verwaltung der Niederlassung zu sprechen. Einen guten Einblick in die Besitzverhältnisse der Kommende im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts vermittelt das sechste Kapitel (S. 91–102). Dieser Zeitabschnitt war geprägt von der wirkungsvollen Verwaltungstätigkeit des Althochmeisters Heinrich von Bobenhausen, der sich nach Weissenburg zurückgezogen hatte. Das darauffolgende Kapitel beinhaltet im wesentlichen eine Bestandsaufnahme vor dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges. In diese Zeit fällt auch die Unterstellung der wirtschaftlich schwachen, vordem zur Ballei Lothringen gehörenden Kommende Dahn. Der Dreißigjährige Krieg läutete Niedergang und Ende der Weissenburger Deutschordenskommende (8.–12. Kapitel) im Gefolge der Französischen Revolution ein. Der Übergang an die französische Krone, der Weissenburg und die übrigen Städte der elsässischen Dekapolis nach dem Westfälischen Frieden zufielen, begünstigte nicht zuletzt den allmählichen Abstieg der Kommende. Weitere Kriegsergebnisse und Mißwirtschaft förderten den Verfall. Vor allem tat sich auf diesem Gebiet wenig rühmlich der Lazarist Arnould Bellecroix d'Argenteau hervor, dem Ludwig XIV. die Kommende übertragen hatte. Dem Deutschen Orden verblieben nach der im Frieden von Rjswyk vereinbarten Rückgabe der Kommende bis zu seinem Verbot in den Rheinbundstaaten durch Napoléon zu wenig Möglichkeiten, die Niederlassung auf den Stand zu heben, den sie vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges erreicht hatte. Der Darstellung folgen eine nützliche Aufzählung der Weissenburger Komture, ein Quellen- und Literaturverzeichnis, ein Abkürzungsverzeichnis, ein Orts- und Personennamenverzeichnis und ein Abbildungsnachweis. Die beigelegte sehr anschauliche Karte des Ordensbesitzes zwischen Saar und unterem Neckar gibt leider nicht in allen Fällen die heutige Schreibweise der Ortsnamen (Guébestroff, Niedaltdorf) wieder.

Die vorgebrachten kritischen Bemerkungen und die uneinheitliche Bezeichnung des Kommendens (Weissenburg/Weißenburg/Kron-Weissenburg) – wobei dem Leser die Errgründung des Beinamens überlassen bleibt – können den Wert der Untersuchung für die Forschung nicht beeinträchtigen. Dank seiner jahrelangen Archivarbeit, die bei der zerstreuten Überlieferung unvermeidbar war, hat F. ein Werk geschaffen, das ein unverzichtbarer Ausgangspunkt für jede weitere Beschäftigung mit der Deutschordensgeschichte am Ober- und Mittelrhein sein wird.

Dieter Heckmann